

Die Sprache der Dinge

Zur Bedeutung von Museumsobjekten für den gesellschaftlichen Diskurs

ROMAN SINGENDONK

Die Museen in Deutschland und weltweit sind in einem tiefgreifenden Wandel begriffen. Dieser Wandel ist derart umfangreich, dass einige Museen noch immer dabei sind, in Erfahrung zu bringen, welche Bereiche ihrer Tätigkeit davon betroffen sind und wie genau dieser Wandel eigentlich zu bewerkstelligen ist.

Nachdem Museen in der so genannten westlichen Welt seit ihrer Gründung viele Jahrzehnte ein relativ geruhames und sorgloses Dasein fristeten, stellen sich nun mit immer größerer Vehemenz existenzielle Fragen, die nicht nur die Geschichte der Museen, sondern vor allem auch ihre Zukunft betreffen. Im Kern dreht sich vieles um die Frage *Was muss ein Museum leisten können und für wen ist es eigentlich gedacht?*

Auf diese Kernfrage folgen aber viele weitere Fragen, die letztlich Auswirkungen auf alle Arbeitsbereiche von Museen haben. Der Internationale Museumsrat ICOM nennt fünf Hauptaufgabenfelder von Museen: Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen und Vermitteln. Das ist es, was Museen in der so genannten westlichen Welt seit Jahrzehnten getan haben und weiterhin tun. Jedoch wandeln sich die Ansätze und das Selbstverständnis, mit der die Museen diese Aufgaben angehen. Und zwar wandeln sie sich, weil zum einen die Museen und die darin tätigen Menschen über ihre Arbeitsweise reflektieren, zum anderen wegen der geänderten Ansprüche, die Politik und Öffentlichkeit an die Museen herantragen.

Es ist wichtig, zunächst über diese sich verändernden Rahmenbedingungen nachzudenken, bevor die Aufmerksamkeit auf die Sprache der Dinge, das eigentliche Thema des Artikels, gelenkt wird. Denn nur, wenn

dieser fundamentale Umbruch miteingerechnet ist, werden das ganze Potenzial und auch die Dringlichkeit offensichtlich, sich eingehender mit den Museumsobjekten zu beschäftigen und ihre Geschichten einem größeren und diverseren Publikum zugänglich zu machen.

Museen haben sehr unterschiedliche Sammlungen und entsprechend verschieden sind auch die Herausforderungen und Rahmenbedingungen, mit denen sie zu tun haben. Ein kleines lokales Heimatmuseum hat andere Aufgaben als ein Großprojekt wie das Humboldt-Forum in Berlin. Wenn hier von Museen die Rede ist, dann sind in erster Linie Geschichtsmuseen gemeint, keine Museen für zeitgenössische Kunst und auch keine naturwissenschaftlichen Museen. Denn mit diesen kennt sich der Autor zu wenig aus. Außerdem gibt es Unterschiede zwischen privat und öffentlich finanzierten Museen, die jeweils recht unterschiedlich organisiert sind. Dennoch sind Museen sowohl aus Sicht der Öffentlichkeit als auch in der Selbstwahrnehmung zu Einrichtungen geworden, denen eine große Bedeutung für die Kultur einer Gesellschaft zugestanden wird. Und überhaupt ist Bedeutung hier ein zentraler Begriff, die einzelnen Museumsobjekte haben alle eine (oder mehrere) bestimmte Bedeutung(en). Wegen dieser Bedeutung sind sie überhaupt erst zu einem Teil der Sammlung geworden. Und in der Gesamtbetrachtung aller Objekte summiert sich deren Bedeutung zu einer schwer fassbaren Größe. Forscherinnen und Forscher arbeiten kontinuierlich daran, neue Erkenntnisse über die Objekte zu Tage zu fördern und somit deren Bedeutung weiter zu steigern. Kuratorinnen und Kuratoren setzen die Objekte mit anderen Objekten in einen Zusammenhang (zumeist in Form von Dauer- oder Sonderausstellungen) und fördern so zumindest das Wissen von der Bedeutung der Objekte. Dazu kommt, dass manche Sammlungen an besonderen historischen Orten und Gebäuden untergebracht sind. Auch dieser ›Rahmen‹, in dem die Objekte präsentiert werden, fördert die Bedeutung der Museen und ihrer Sammlungen.

Insgesamt kann so viel Bedeutung ziemlich einschüchternd wirken. Und dabei ist hier noch kein Wort darüber gefallen, welchen Zweck die Museen mit ihrer Bedeutung erfüllen oder zu erfüllen hoffen. Geschichtsmuseen (und nur über solche möchte der Autor hier sprechen) sind Fenster in die Vergangenheit. Sie bewahren und generieren anhand von Objekten das Wissen über vergangene Kulturen und machen es der Gesellschaft zugänglich. Sie sind kulturelle Bedeutungsspeicher. Als solche haben

sie für Jahrzehnte ein selbstverständliches und unhinterfragtes Dasein gefristet, in dem es genügte, das zu tun, was immer getan wurde. Die traditionelle Arbeitsweise fortzuführen, wie sie von den Gründern der Museen selbst eingeführt wurde, zu pflegen und beizubehalten. In dieser Zeit haben die Museen sich selbst und ihrem Stammpublikum genügt. Und das Stammpublikum sind häufig privilegierte akademische Gesellschaftsschichten, die gemeinsam mit den Museen in die Jahre kommen und daher in Zukunft wegbleiben könnten – eine Herausforderung übrigens, die Museen mit anderen Kultureinrichtungen wie Theatern, Konzert- und Opernhäusern gemeinsam haben.

Ein Fenster in die Vergangenheit ermöglicht aber nie ausschließlich den Blick zurück. Wer dort hineinguckt, tut dies mit der Brille der Gegenwart. Die Vergangenheit wird so zur Interpretationsmasse und hat damit immer auch eine gewisse Aussagekraft für die Gegenwart und sogar für die Zukunft. Es geht dabei nicht darum, aus der Vergangenheit zu lernen, im Sinne eines positiven oder negativen Beispiels. Es geht vielmehr darum, die eigene menschliche Existenz in einen größeren Zusammenhang einzuordnen, denn es gibt Mechanismen, die unsere menschliche Existenz auf einer grundlegenden und überzeitlichen Ebene prägen. Sich dieser Geschichtlichkeit der eigenen Existenz bewusst zu sein, ist angesichts der Geschwindigkeit, mit der sich menschliche Entwicklung aktuell vollzieht, eine echte Herausforderung. Der gesellschaftliche und kulturelle Wandel, der innerhalb der letzten beiden Generationen stattgefunden hat, ist womöglich weit umfangreicher als jeder, der sich jemals zuvor in einer vergleichbaren Zeitspanne vollzogen hat. Vielfach ist in den Feuilletons zu lesen, dass die Welt von einer neuen Unübersichtlichkeit charakterisiert ist, die Expertinnen und Experten ratlos macht und normale Menschen daher umso mehr desorientiert. Manchmal werden auch die jüngsten Erfolge von Rechtspopulisten und Nationalisten auf diese Unübersichtlichkeit zurückgeführt. Sie geben vor, eine Orientierung bieten zu können. Mit ihren einfachen Antworten nach dem strikten Freund-Feind-Schema versuchen sie Halt in einer sich immer schneller bewegenden Welt zu geben. Jedoch geht diese Orientierung zu Lasten der Menschlichkeit und der Solidarität. Es ist nicht einfach, die Widersprüche und Ungereimtheiten der menschlichen Existenz auf Erden auszuhalten, aber wer es schafft, mit dieser Komplexität umzugehen, wird belohnt werden. Ein Blick in die Geschichte und in die Geschichtsmuseen kann dabei nur helfen.

Sie liegen dem Dasein zu Grunde und werden zu unterschiedlichen Zeitpunkten und in unterschiedlichen Situationen verschieden beurteilt und interpretiert. Migration ist einer dieser Mechanismen, ohne den die Sammlung des Museums für Islamische Kunst im Berliner Pergamonmuseum *so* wohl nicht zu Stande gekommen wäre. Und weil sich unter anderem das Thema Migration so stark in den Objekten des Museums manifestiert hat, hat diese Sammlung eine Bedeutung für gegenwärtige gesellschaftliche Diskurse in Deutschland. Migration und ihre Nebeneffekte haben die öffentlichen Debatten der letzten Jahre maßgeblich bestimmt. In dieser Zeit hat sich die Gesellschaft polarisiert und scheint inzwischen stellenweise sogar gespalten zu sein. Vereinfacht gesagt teilt sie sich in jene, die Migration begrüßen und ihr Potenzial erkennen, und jene, die Migration ablehnen und sich davor fürchten. Dabei ist Migration einer jener menschlichen Mechanismen, die unser Dasein seit Anbeginn bestimmen und das wohl auch auf absehbare Zeit tun werden. Die ersten Menschen zogen von der ›Wiege der Menschheit‹ in die gesamte Welt hinaus und besiedelten in zehntausenden von Jahren einen Großteil des Globus. Heute wiederum forschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler daran, ein Leben im Weltraum oder auf fernen Planeten zu ermöglichen. Der innere Drang, Neues und Unbekanntes zu entdecken, war Triebfeder für viele Innovationen und technische sowie kulturelle Meilensteine der Menschheit. Neben der Neugier gibt es zahlreiche andere Gründe für die Entscheidung, einen Ort zu verlassen und einen anderen aufzusuchen. Nicht alle sind so erbaulich. Auch Tod, Leid, Krieg, Verfolgung, Hunger, Armut, Krankheit oder Umweltkatastrophen bewegen Menschen dazu, den Wohnort zu wechseln, in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Unabhängig von der Ursache der Migration bringt sie aber immer einen entscheidenden Effekt mit sich. Sie bringt Menschen mit unterschiedlicher Prägung, mit verschiedenen Einflüssen und Erfahrungen zusammen. Und auf diese Weise können dann Neuerungen entstehen und Fortschritte erzielt werden. Die Objekte aus dem Museum erzählen eine Vielzahl solcher Geschichten von Migration, und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten intensiv daran, sie ans Tageslicht zu befördern und für ein großes Publikum verständlich darzustellen. Aber dazu später mehr.

Zunächst noch einmal zurück zu den Museen allgemein, deren Besuch also lange Zeit zum gutbürgerlichen Ton gehörte und das in gewisser Weise noch heute tut. Doch der Wind hat sich inzwischen gedreht. Ein

Museum ist kein Selbstzweck mehr und die gesellschaftlichen und politischen Ansprüche sind heute ungemein höher als zuvor. Es reicht nicht mehr, einen Kunsttempel zu haben, dessen Ästhetik für sich selbst sprechen soll. Museen sollen jetzt viel weiterführende Aufgaben übernehmen – auch in Feldern, in denen sie bislang keine Erfahrungen haben. Sie sollen sich an der Bildung und Erziehung beteiligen, sie sollen sich diversifizieren und öffnen, sie sollen ihre Sammlungen allen Menschen zugänglich machen und für die verschiedensten Gruppen von Nutzerinnen und Nutzer Angebote bereithalten. Sie sollen neue Medien einsetzen und neue Formen der Forschung und Vermittlung erproben, das Angebot soll attraktiver werden und mit anderen Formen der Freizeitgestaltung konkurrieren können. Sie sollen in die Stadtgesellschaft ausstrahlen und sie dazu einladen, das eigene Haus als einen Bildungs- und Begegnungsort zu nutzen. Sie sollen ihre eigene Geschichte kritisch aufarbeiten und die Herkunft ihrer Objekte erforschen. Die Ergebnisse sollen öffentlich zugänglich sein. Überhaupt sollte ein Großteil der Sammlung öffentlich zugänglich sein und nicht in Depots vor sich hinvegetieren. Und wenn der Zugang nicht physisch erfolgen kann, dann wenigstens digital. Manchmal kann der Eindruck entstehen, den Museen ergeht es wie den Kindergärten. Angesichts mangelnder Erfolge anderer Bildungseinrichtungen und auch der Familien selbst sollen sie auf einmal all die Verfehlungen aufholen, die woanders angehäuft wurden. An derart hohen Erwartungen kann ein Museum nur scheitern. Und dennoch sind diese Forderungen auf eine Art berechtigt und auch vollkommen richtig so. Museen sollen und wollen sich an eine veränderte Aufgabenstellung anpassen. Jedoch sind solche massiven Veränderungsprozesse nicht von heute auf morgen zu erledigen. Vielen Museen mangelt es an Personal für die neuen zusätzlichen Aufgaben, denn die ›althergebrachten‹ Aufgaben werden dadurch kaum weniger. Doch viel stärker macht sich bemerkbar, dass für solche Veränderungen, die teilweise eine komplette Neuausrichtung der Institution mit sich bringen, Expertinnen- und Expertenwissen gefragt ist, das nicht immer ohne Weiteres zugänglich ist.

Viele Museen sind unheimlich intensiv damit beschäftigt, auf diese neu formulierten Ansprüche zu reagieren und sich dafür entsprechend aufzustellen. Jedoch ist es in einer Welt, in der Erkenntnisse und Entwicklungen mit immer größerer Geschwindigkeit entstehen und auch vergehen, schwierig, das eigene Selbstverständnis und die dazugehörige Arbeitsweise so fundamental zu verändern. Und wenn sich der Veränderungswille

erst einmal durchgesetzt hat, bleibt immer noch die Frage, wohin sich die Institution verändern soll. Ist ein Trend identifiziert und die Veränderung in diese Richtung angestoßen, so ist noch lange nicht gesagt, dass die entsprechende Ausrichtung noch immer *en vogue* ist, wenn das Museum dort angekommen ist. Es muss also darum gehen, den schmalen Grat zwischen nötiger Flexibilität und seelenlosem Opportunismus zu treffen. Und dabei ist die Fokussierung auf die Sprache der Dinge ein wichtiger Wegweiser.

Diese Ausführungen haben bis hier her nur wenig mit dem Titel dieses Artikels zu tun und haben hoffentlich nur wenige Leserinnen und Leser abgeschreckt. Sie sind für das richtige Verständnis dessen, was sich nun anschließen soll, nichtsdestotrotz wichtig. Die Beschäftigung mit der Sprache der Objekte ist im Fall des Museums für Islamische Kunst nicht ohne die dortigen Bildungsprojekte zu haben. Während des Nachdenkens über die eigene sich verändernde Rolle ist der Wille gewachsen, die Vermittlungsarbeit zu stärken. Dies geht eben auf die Erkenntnis zurück, dass der Anteil der Bevölkerung, der das Museum nutzt, größer sein könnte. Es sollten neue Angebote und Ansätze entstehen, um vermehrt auch solche Menschen anzusprechen, die das Museum bislang wenig oder sogar gar nicht nutzen. Und um das zu erreichen, konzentrieren sich die Mitarbeitenden auf die Geschichten, die mit den Objekten verbunden sind, und die Sprache, mit der sie diese Geschichten erzählen. Es ist auch möglich zu sagen, die Sprache, mit der wir mit den Objekten sprechen, denn auch das hat sich in den letzten Jahren geändert: Die Kommunikation verläuft nicht mehr ausschließlich linear von den Objekten (oder den Kuratorinnen und Kuratoren, die die Objekte erforschen) zu den Besucherinnen und Besuchern. Vielmehr wird nun versucht, einen Dialog zu initiieren, bei dem auch die Besucherinnen und Besucher zu Wort kommen und sich etwa mit der Frage beschäftigen: Was hat dieses Objekt oder seine Geschichte eigentlich mit mir zu tun? Darüber hinaus ist die Konzentration auf die Sprache der Dinge ein Weg, um den gesteigerten gesellschaftlichen Anforderungen an das Museum gerecht zu werden. Das Museum soll und möchte zu einem Ort des Diskurses werden. Es eignet sich dazu, gesellschaftliche Themen von hoher Relevanz zu verhandeln. Es ist selbst ein komplexer Ort, der keine einfachen Wahrheiten parat hält, und kann gerade deshalb auf authentische Art und Weise dazu beitragen, unsere komplexe Gegenwart zu bearbeiten. Niemand kann nach einem Museumsbesuch erwarten, erleuchtet nach Hause zu gehen.

Es ist jedoch angebracht zu erwarten, irritiert und mit ungewohnten Perspektiven konfrontiert zu werden. Wer sich auf die Sprache der Dinge einlässt und ihnen zuhört, erfährt, wie vielschichtig und vielfältig unsere Welt ist. Das auszuhalten und dem Ruf nach Eindeutigkeit und Klarheit zu widerstehen, stärkt wichtige zwischenmenschliche Fähigkeiten wie Offenheit, Toleranz und Mitgefühl.

Objekte haben eine Sprache

Und um dieses Feld zu bearbeiten, gibt die Sammlung des Museums für Islamische Kunst einiges her. Das Potenzial, gesellschaftliche Fragen zu bearbeiten, die aktuell sehr intensiv besprochen und nicht selten kontrovers dargestellt werden, ist groß. Ähnlich wie viele Menschen, die in den letzten Jahren nach Europa kamen, weil ihre Heimat von Krieg und Terror verwüstet wurde, stammen auch viele Objekte aus der Sammlung des Museums für Islamische Kunst aus islamisch geprägten Regionen. So konnte 2015 mit dem Projekt *Multaka* direkt auf diese Situation reagiert werden. Bei *Multaka* werden die Geschichten der Objekte und die Geschichten der Menschen, die sie betrachten in einen Zusammenhang gesetzt. Dieser ganz persönliche Zugang hat zu dem großen Erfolg des Projekts beigetragen.

Grundsätzlich sind Fragen der Heimat, Zugehörigkeit und Einwanderung in Deutschland derzeit sehr umstritten, besonders wenn es dabei auch noch um den Islam geht.¹ Das Museum für Islamische Kunst möchte an dieser Stelle einen produktiven und dezidiert optimistischen Beitrag zu dieser Debatte liefern, die sich leider viel zu oft um Ängste und Gefahren dreht. Debatten über Migration und Vielfalt sind noch zu oft von schreckenerregenden Rahmensetzungen beherrscht. Damit ist gemeint, dass immer dann sofort von islamistischem Terrorismus, Patriarchat und fundamentalistischer Ideologie die Rede ist, wenn es um die Migration oder Inklusion von Menschen aus islamisch geprägten Regionen geht. Das hat viel mehr mit dem zugrundeliegenden Selbstbild als mit der Realität von Menschen zu tun, die aus diesen Regionen nach Europa kamen oder die hier geboren und aufgewachsen sind, deren Eltern oder Großeltern aber aus islamisch geprägten Regionen stammen. Das sich in der Beschreibung des ›Anderen‹ manifestierende ›Selbst‹ ist in der Kulturwissenschaft

¹ Um die Lesbarkeit des Textes zu bewahren, ist hier verkürzt von ›dem Islam‹ die Rede, den es so in der implizierten Homogenität natürlich nicht gibt. Der Autor weiß um die umfassende Vielfalt, die dem Begriff innewohnt.

hinreichend beschrieben worden. Und Edward W. Said (gest. 2003) hat in seinem 1978 erschienenen Buch *Orientalism* ausführlich gezeigt, dass dieser Mechanismus in der Beziehung zwischen Europa und den islamisch geprägten Regionen besonders stark zum Tragen kommt. Die Menschen aus dieser Region wurden in den europäischen Kulturen der Moderne häufig als das genaue Gegenteil dessen beschrieben, was sie für sich selbst in Anspruch nahmen. So entstand ein glänzendes Selbstbild voll kulturellen Überlegenheitsgefühls. Dieses Gefälle wirkt sich bis heute auf alle Debatten aus, die sich um Fragen der Migration und des Kulturkontakts drehen.

Doch ein Blick in die Geschichte – und dazu kann das Museum für Islamische Kunst einen Beitrag liefern – zeichnet ein anderes Bild. Nur ein paar grobe Beispiele, die es sich zu vergegenwärtigen lohnt:

- ✧ Wissenschaft und Kultur waren in den islamisch geprägten Gebieten lange sehr angesehen und wurden gefördert und kultiviert. Auf diese Weise wurden viele Erkenntnisse und Fähigkeiten aus der Antike bewahrt und weiterentwickelt. Ohne diese Leistung wären einige technische Fortschritte, die heute selbstverständlich sind, undenkbar.
- ✧ Die islamisch geprägten Regionen waren Gebiete, die von sehr großer religiöser, ethnischer und kultureller Vielfalt geprägt waren. Das brachte zwar auch Spannungen mit sich, hatte aber über Jahrhunderte hinweg so gut funktioniert, dass es sich lohnt, dort einmal genauer hinzusehen, wenn heute über Fragen des Zusammenlebens in der Einwanderungsgesellschaft diskutiert wird. Vielleicht ließe sich dabei etwas lernen.
- ✧ Die Verbindungen zwischen den islamisch geprägten Regionen und dem übrigen Europa sind lang und tief: Globalisierung ist zwar ein modernes Phänomen, hat aber vormoderne Anfänge. Schon vor hunderten von Jahren wanderten die Ideen, Waren und Menschen zwischen Westeuropa und Ostasien hin und her. Knotenpunkt waren dabei die islamisch geprägten Gebiete. Damit ging eine gegenseitige Beeinflussung und die enge Verflechtung von kultureller und wirtschaftlicher Produktion einher.

Diese Aspekte sind ebenso wahr wie im heutigen Bewusstsein abwesend. Neben den Fachleuten aus Wissenschaft und Kultur sowie einigen wenigen Interessierten sind diese Zusammenhänge kaum mehr jemandem

bekannt. Dabei steckt darin so viel Potenzial für die Verständigung und die Entwicklung gemeinsamer Zukunftsperspektiven. Das Museum für Islamische Kunst versucht sie daher wieder ans Licht zu holen und möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen.

Was sagen uns die Objekte?

Dafür müssen wir uns die Objekte selbst genau angucken. Sie tragen die Geschichten von Migration, von Kulturkontakt und von Wissenstransfer in sich – manchmal allerdings gut versteckt. Da gibt es etwa das blau-weiße Porzellan. In Deutschland findet es sich häufig in den schweren Eichenschränken in den Wohnzimmern älterer Menschen wieder und wird nur zu besonderen Anlässen hervorgeholt. Kaum jemand würde den Ursprung dieses Designs im Nahen und Mittleren Osten vermuten. Im Gegenteil: Vielleicht haben die Verfechter einer ›deutschen Leitkultur‹ (was immer das auch sein mag) z. B. dieses Geschirr vor Augen, wenn sie davon sprechen, die kulturelle Identität der deutschen Nation zu bewahren.

Das Porzellan selbst wurde in China erfunden und war zunächst weiß. Im heutigen Iran und in Mesopotamien wurden dann Ornamente und andere Motive mit einem Kobaltblau genannten Farbton aufgetragen. Dieser Stil wurde schnell so beliebt, dass er sich über weite Teile der Welt verbreitete. Noch heute stellen marktführende Firmen in Deutschland sowie weltweit Produkte in diesem Design her.

Ein anderes Beispiel für die engen Verflechtungen zwischen den islamisch geprägten Regionen und dem übrigen Europa sind anatolische Teppiche, etwa aus Uşak in der heutigen Türkei. Handwerkerinnen und Handwerker in Anatolien knüpften dort wohl seit dem 13. Jahrhundert n. Chr. Teppiche und andere Textilien aus Wolle und Baumwolle, die ihren Weg nach Europa fanden. Bei den Motiven ließen sie sich dabei u. a. von der chinesischen Kultur beeinflussen, wie ein Teppich verdeutlicht, der das aus China stammende Motiv des Drachen trägt (I. 4). Die ostasiatischen Einflüsse gelangten mit den Mongolen bis an die Levante. Und solche Teppiche wurden dann auch nach Europa exportiert und zum besseren Verkauf teilweise direkt für den dort vorherrschenden Geschmack hergestellt. Und tatsächlich waren die Teppiche in Europa zeitweise sehr beliebt. Sie wurden ihrerseits zu einem Thema in der europäischen Male-

rei des 14. Jahrhunderts n. Chr. und sind daher auf zahlreichen Gemälden berühmter Maler zu sehen.

Und dann gibt es noch das Beispiel der Olifante, der aus Elfenbein geschnitzten Signalhörner. Sie entstanden im Mittelalter rund um das Mittelmeer und spiegeln den dort vorherrschenden ästhetischen Geschmack wider. Auch wenn heute unklar ist, welchem Zweck sie dienten, verweisen sie durch ihre bloße Existenz auf einen sehr wichtigen Punkt: Die Regionen rund um das Mittelmeer waren in den vergangenen Jahrhunderten Schauplatz intensiver Beziehungen und des Austauschs zwischen den



Abb. 3: Unbekannter mittelalterlicher Bildhauer: Olifant geschnitzt mit Dekorationen zur Himmelfahrt. Elfenbein. Höhe 64 cm, Durchmesser 12,2 cm. 11. Jahrhundert. Musée national du Moyen Âge, Paris. CC BY 2.0.

verschiedenen Reichen und Bevölkerungen. Dieser Austausch konnte friedlich in Form von Handel und Gastgeschenken erfolgen, oder kriegerisch, wie etwa bei den Kreuzzügen. In jedem Fall war es ein wichtiges Charakteristikum für die dort ansässigen Kulturen. Im Fall der Olifante führt das so weit, dass die Forschung bis heute nicht mit Gewissheit sagen kann, ob ein spezieller Olifant nun z. B. in einem christlichen oder einem islamischen Kontext entstanden ist. Die Motive der Kunstproduktion haben Dynastien und Herrscherhäuser ebenso überdauert, wie sie kulturelle oder politische Grenzen überwunden haben.

Zuletzt soll hier noch die Rede von einem der bekanntesten Objekte des Museums sein. Es handelt sich dabei um eine Holzvertäfelung, die Anfang des 17. Jahrhunderts n. Chr. in Aleppo den Empfangsraum eines christlichen Händlers schmückte und daher heute Aleppo-Zimmer (I. 2862) genannt wird. Die nordsyrische Stadt war damals noch eine kosmopolitische und überaus vielfältige Metropole, in der zahlreiche Konfessionen, Kulturen und Ethnien lebten. Diese Tatsache wird auch in den Bemalungen der Holzvertäfelung gespiegelt. Ihr christlicher Besitzer hatte als Händler und Geschäftsmann Kontakt zu Kollegen und Nachbarn mit anderen religiösen Orientierungen. Da er einerseits seinen eigenen Glauben ausdrücken, andererseits jedoch niemanden ausgrenzen wollte, hat er die Inschriften und bildlichen Darstellungen entsprechend verfassen

und anfertigen lassen. So sind dort überwiegend solche religiösen Szenen zu erkennen, die in allen drei monotheistischen Religionen vorkommen oder zumindest zwischen diesen nicht für einen theologischen Disput sorgen können. Das gilt etwa für die Darstellung Abrahams, der bereit ist, Gott seinen eigenen Sohn zu opfern.

Welche Inspiration können wir daraus ziehen?

Je mehr diese Objektgeschichten zutage gefördert werden, desto klarer verfestigt sich ein Bild: Migration (also die Bewegung oder der Austausch) von Menschen, Waren, Ideen, Wissen und Materialien ist ein grundlegendes Prinzip der menschlichen Existenz. Sie ist – kurz gesagt – der Normalfall und keinesfalls die Ausnahme in der Geschichte der Menschheit. Ohne Migrationsbewegungen wären zahlreiche Objekte des Museums für Islamische Kunst *so* wohl nie entstanden. Dort, wo sich Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Kenntnissen begegnen, kann auch etwas Neues entstehen, finden sich Innovation und Fortschritt. Es ist durchaus zulässig, dieses Prinzip zu verallgemeinern und auch auf andere gesellschaftliche Prozesse anzuwenden.

Waren, die täglich gehandelt und gekauft werden, haben die Welt bereits mehrfach umrundet, bevor sie in den Regalen der Kaufhäuser und Geschäfte landen. Über die moderne Kommunikationstechnik sind Menschen auf der ganzen Welt beinahe in Echtzeit miteinander verbunden. Entwicklungen und Neuigkeiten bahnen sich ihren Weg in Sekundenschnelle auf die Bildschirme. Die Welt wird dadurch immer kleiner und das ist längst selbstverständlich. Gleichzeitig werden Mauern errichtet und Grenzen befestigt. Viele Menschen verlieren ihr Leben, weil sie eine lebensgefährliche Flucht wagen oder leiden andauernd unter unmenschlichen Lebensbedingungen und wollen ihre Heimat dennoch nicht verlassen. Erscheinen solche Zustände nicht umso weniger haltbar, als dass nach dem Blick in die Sammlung des Museums für Islamische Kunst klar wird, dass Europa und der sogenannte Westen seine herausragende, technische, kulturelle und wirtschaftliche Position nicht allein aus sich selbst heraus, sondern erst im Austausch mit anderen Weltregionen erlangt haben (und hier ist die Frage nach der kolonialen Herrschaft noch nicht einmal mit eingeschlossen)? Muss sich die gesellschaftliche und politische Einstellung zu Identität, Zugehörigkeit und Vielfalt nicht grundlegend ändern, wenn die genannten Beispiele aus der Kunst und Kultur ernst genommen

werden? Wie lange sollen diese Überheblichkeit und die Unwissenheit andauern, die keiner genauen Betrachtung standhält und so gern mit einfachen Schwarz-Weiß-Bildern operiert?

Es geht wohl darum, das historische Gedächtnis zu schulen. Und dabei können Museen durchaus einen Beitrag leisten. Jedoch ist das in einer Welt, in der der technische Fortschritt derart rasant voranschreitet, zugegeben keine ganz leichte Aufgabe. Sie lohnt sich dennoch. Die menschliche Entwicklung ist keine lineare Entwicklung. Kulturen steigen auf und vergehen. Es gab Perioden im Mittelalter, als z. B. Wissenschaft und Kultur in den islamisch geprägten Regionen florierten, während in Europa Barbarei und Ignoranz herrschten. Heute stellt sich der Sachverhalt ganz anders dar. Das ist jedoch keine Garantie für die Zukunft und erst recht kein Grund für Selbstzufriedenheit.


Es wäre wohl viel zu einfach, nun einen Besuch des Museums als Therapie gegen die beschriebenen Gefahren zu empfehlen. Auch der Verweis auf mehr generelle Bildung greift zu kurz, auch wenn beides nie falsch sein kann. Es ist wohl einfacher und zugleich komplizierter. Es geht darum, eine zentrale Botschaft menschlicher Existenz auf der Erde zu verinnerlichen: Der Kontakt zwischen unterschiedlichen Kulturen ist eine Bereicherung und keine Bedrohung. Hier wurde versucht, diese Botschaft aus den Objekten der Sammlung des Museums für Islamische Kunst abzulesen. Sie lässt sich außerdem auch in vielen weiteren Museums-sammlungen finden, wie in Speisen, Musik und Kleidung, in der Medizin, Philosophie, Astrologie und weiteren Wissenschaften. Wer sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigt, hat ein komplettes Verständnis von der Welt und den Menschen entwickelt. Den leeren und verfälschten Ideen der Nationalisten und Extremisten verschiedenster Färbung können so fundierte, historisch korrekte Informationen entgegengehalten werden. Diese Informationen erlauben einen offenen und toleranten Blick auf die Welt. Vielfalt kann so gelebt und gestaltet, anstatt als Bedrohung empfunden und dargestellt werden. Die Voraussetzung dafür kann auf vielfältige Art geschaffen werden. Ein Museum zu besuchen ist eine davon. Wir müssen nur lernen, die Sprache der Objekte zu verstehen – und ihnen zuzuhören. 



Abb. 4: Gebetsnische mit Thronvers (Q 2:255), Türkei, Konya. 13. Jahrhundert. Aus der Beyhekim Moschee, Fayencemosaik. Museum für Islamische Kunst, Pergamonmuseum Berlin.